

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Corrado Augias**  
**Die Geheimnisse Italiens**  
Roman einer Nation

Aus dem Italienischen von Sabine Heymann  
272 Seiten. Gebunden  
ISBN: 978-3-406-65898-3

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/13040845>



## DIE ITALIENER, GIBT ES SIE ÜBERHAUPT?

*Eine Art Vorwort*

Ich möchte mit einem Ereignis beginnen, das einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen hat und seine Bedeutung bis heute bewahrt. Eine entfernte Erinnerung, die sich in meinem Gedächtnis aber mit einer Klarheit eingepägt hat, wie es nur Erlebnissen aus frühester Jugend vorbehalten ist, insbesondere dann, wenn sie sich in einem historischen Moment zugetragen haben. Die Villa Celimontana<sup>1</sup> in Rom ist zwar ein wunderschöner Ort, aber nicht gerade eine Touristenattraktion. Die Anlage mit dem Palazzo Mattei ist zu Unrecht viel weniger berühmt als die Villa Borghese oder der Gianicolo, denn der Park mit den von römischen Ruinen gesäumten Wegen, den Wäldchen, dem kleinen versteckten Obelisken, der Renaissance-Palazzina, in der heute die Italienische Geografische Gesellschaft ihren Sitz hat, mit der Fassade direkt gegenüber den gewaltigen Ruinen der Caracalla-Thermen – all dies macht die Villa Celimontana zu einem der zauberhaftesten Ensembles, die die Stadt jedem zu bieten hat, der sie aufzuspüren weiß. Es ist einer der in Rom gar nicht so seltenen Orte, an denen neoklassische und romantische Stilelemente ineinander übergehen und kaum noch zu unterscheiden sind.

Die Villa erhebt sich, wie schon der Name sagt, auf dem Gipfel des Caelius, einem der sieben Hügel Roms. Einst von Weingütern bedeckt, verwandelte ihn die Familie Mattei im 16. Jahrhundert in eine Oase aus Gärten und ländlicher Idylle. Der Haupteingang grenzt an die Basilika Santa Maria in Domnica (auch: Santa Maria alla Navicella),

eine der alten frühchristlichen Basiliken, die so viel schöner sind als die barocken Prachtkirchen, die später das Stadtbild dominieren sollten. Ich kann einen Besuch dort nur empfehlen.

Im Juni 1944 hatten die Amerikaner die Villa Celimontana besetzt und dort eines ihrer Lager aufgeschlagen. Sie thront am oberen Ende der abschüssigen Via Navicella und ist von einer robusten Backsteinmauer umgeben, die das Straßenbild bestimmt. Dass sie zum Quartier der Truppe auserkoren wurde, lag also nahe: Hinter der Mauer befanden sich Zelte, Baracken, die unvermeidliche Fahnenstange mit dem Stars-and-Stripes-Banner, Trompetensignale und alles, was zu einem Militärlager gehört. Diese Flagge war übrigens die erste, die ich auf Halbmast wehen sah. Meine Mutter erklärte mir, warum: «Der amerikanische Präsident ist gestorben», sagte sie. Es muss also im April 1945 gewesen sein. Am 12. des Monats war Franklin Delano Roosevelt gestorben, der Mann, der sein Land durch den endlosen Krieg geführt hatte.

Das Ereignis aber, dessen Erinnerung ich heraufbeschwören möchte, liegt noch weiter zurück und ist von ganz anderer Art. Es war an einem weder besonders kalten noch besonders warmen Sonntag, vermutlich im Herbst 1944, als die Stadt nach dem Ende der deutschen Besetzung wieder zu leben versuchte. An der Hand meiner Mutter ging ich nach dem Besuch bei einer Freundin nach Hause. Über die Mauer der Villa Celimontana gelehnt sah ich eine Gruppe amerikanischer Soldaten in Feierlaune, in ihren schönen Uniformen mit den scharfen Falten, die das Bügeleisen auf den Hemden hinterlassen hatte. Ich war an den Anblick unserer Infanteristen gewöhnt, mit ihren ausgebeulten Hosen, deren Bügelfalten meist plattgedrückt waren, mit ihren Uniformen aus unnötig schwerem, grobem Tuch. Diese frisch gebügelten Hemden, die chicen Gürtel aus solidem Khaki-Geflecht, der Duft von Seife, Tabak, Brillantine, das alles kam mir vor wie der Gipfel der Eleganz, ja: echten Reichtums. Wie sie von da oben auf uns herabsahen, schienen sich diese Soldaten köstlich zu amüsieren. Sie warfen Zigaretten auf die Straße, die sie einzeln aus der Packung zogen. Eine Zigarette, noch eine Zigarette, ohne Hast, zwischen einem Zug und dem nächsten. Zu Füßen der Mauer eine dichtes Knäuel italienischer Jugendlicher, die bei jedem Wurf laut aufschrien und sich, die anderen beiseite stoßend, genau dahin stürzten, wo die

Zigarette am Boden landen musste. Ein bisschen Spiel, ein bisschen Wettstreit, ein bisschen Gerangel, Tumult. Meine Mutter zerrte mich weg und beeilte sich, auf die andere Straßenseite zu kommen, und wahrscheinlich blickte ich mich um, weil ich das Spektakel sehen wollte – um es dann in einem Schlupfwinkel der Erinnerung lange Zeit zu vergessen.

Viele Jahre später, wieder an einem Sonntag, ging ich mit meiner Tochter in den Zoo. Vor einem der Käfige warfen die Besucher, auch sie in sehr ausgelassener Stimmung, mit Nüssen nach den Affen. Die Analogie der Bewegungen ließ die weit zurückliegende Erinnerung wieder hochkommen. Nicht dass ich die armen jugendlichen Römer von 1944 auch nur im Entferntesten mit den Affen vergleichen will. Die Erinnerung kam hoch, weil den Verhaltensweisen eine ähnliche Rollenverteilung zugrunde lag: eine Mischung aus Spaß und Komplizenschaft, Spiel und Wettstreit, auf der einen wie der anderen Seite.

Wiederum viele Jahre später, als ich über die Geschichte Roms arbeitete, bin ich über Vergils hinreißende Verse aus dem 6. Buch der *Aeneis* gestolpert. Aeneas hat den Schatten seines Vaters getroffen und vergeblich versucht, ihn zu umarmen. Anchises erklärt ihm die Theorie der Zyklen, auf der das Universum beruht, und prophezeit die großen Männer, die von ihm abstammen werden. Er fügt hinzu, dass andere Völker durch Künste und Wissenschaften Ruhm erlangen, die Römer dagegen die Welt dank der Weisheit der Gesetze regieren werden: «*Tu regere imperio populos, Romane, memento (hae tibi erunt artes) pacique imponere morem, parcere subiectis et debellare superbos*» – «Du aber, Römer, bedenke, dass du mit deiner Macht die Völker lenken sollst! Darin wird deine Kunstfertigkeit bestehen. Und in den Frieden sollst du Gesittung pflanzen, schonen die Unterlegenen und die Anmaßenden mit Krieg überziehen.»<sup>2</sup>

Natürlich haben die Amerikaner uns geschont nach dem unsinnigen Krieg, der ihnen durch Mussolini im Dezember 1941 in einem Moment von Leichtsinn und geistiger Umnachtung erklärt worden war. In meiner Erinnerung aber hatten diese unbekümmerten Soldaten, die sich langweilten, weil sie den Sonntag im Lager verbringen mussten statt in ihren frisch gebügelten Hemden auf der Jagd nach schönen Mädchen durch die Stadt zu ziehen, eine wohl unbewusste Art gefunden, mit ein paar Zigaretten klarzumachen, wer hier den

Krieg gewonnen und wer ihn verloren hatte – trotz der uneindeutigen Position als «Alliierte» der letzten Stunde.

*Parcere subiectis*, die Unterlegenen schonen, gewiss, aber mit den *subiecti* kann man ruhig auch ein bisschen Spaß haben.



«Geheimnis» ist ein großes Wort, noch dazu, wenn es sich um die «Geheimnisse Italiens» handelt, mit allem, was sich über die Jahrhunderte in diesem Land ereignet hat. Eine Bibliothek würde nicht ausreichen, sie alle zu erzählen, wenn man bedenkt, dass allein von den hundert Rätseln des 20. Jahrhunderts fast alle ungelöst geblieben sind. In unserem Falle muss das Wort «Geheimnis» jedoch eines Teils seiner Emphase entledigt und in seiner Dimension reduziert werden. Aus den unzähligen Geheimnissen der Geschichte Italiens aber kann man sich eines aussuchen, das Geheimnis aller Geheimnisse, und das lässt sich schlicht so zusammenfassen: Warum sind die Dinge so gelaufen, wie sie gelaufen sind? Warum gibt es in der Geschichte dieser Halbinsel eine so ungewöhnliche Häufung von Irrungen und Wirrungen, Leidenschaften, Katastrophen und verpassten Gelegenheiten? Und warum hat gleichzeitig ausgerechnet dieser schmale Landstreifen, der wie hingeworfen ins Mittelmeer hineinragt und eine gefährliche, problematische Nahtstelle zwischen Balkan, Nordafrika und Europa bildet, eine so große Zahl an Genies hervorgebracht? Was ist so besonders an Italien, dass es, so lange man denken kann, in einem außergewöhnlichen Maße das Interesse der Ausländer auf sich zog, mal schwärmerisch, mal feindselig, mal verächtlich? Mit anderen Worten, aus welchem Grund ist dieser «Roman einer Nation» so abenteuerlich und kontrovers? In der internationalen Wertschätzung ist der Kurswert Italiens ähnlichen Schwankungen unterworfen wie die Börsenkurse in schwierigen Zeiten: Er kann sehr hoch steigen, aber auch sehr tief fallen.

Für diese Schwankungen sind an allererster Stelle die Italiener selbst verantwortlich, die sich über ihre Rolle nicht ganz im Klaren sind. Wer sind die Italiener? Die Emigranten, die in fernen Ländern mit einem Sack voller Lumpen auf dem Buckel an Land gingen? Die armen Schlucker, die sich für ein paar Groschen zu den niedrigsten

und gefährlichsten Arbeiten verdingten? Oder die brillanten Architekten, die großen Stilisten, die überragenden Künstler, denen die Bewunderung der ganzen Welt zuteil wurde? Es gibt – zumindest in Europa – kein zweites Volk, das sich in solchen Extremen bewegt hat. Das ist unser eigentliches Geheimnis, das (fast) alle übrigen Geheimnisse einschließt. Gibt es eine Methode, mit der man zumindest versuchen kann, ihm auf den Grund zu gehen?



Italien ist ein Land, das aus Städten besteht. Großen und kleinen, ruhmreichen und berühmten, die aber alle unsere Aufmerksamkeit verdienen, vor allem wegen der geballten Ladung an Vergangenheit, die sie bewahren; manch einer spricht sogar von einem Übermaß an Vergangenheit. Wenn man Frankreich Paris wegnimmt und Großbritannien London, bleibt nicht allzu viel übrig. Wenn man Italien dagegen Rom wegnimmt, bleibt noch ziemlich viel. Deshalb sind in diesem Roman einer ganzen Nation die hundert Romane ihrer hundert Städte enthalten, Romane nicht nur als Metapher, sondern im eigentlichen Sinne, also die durch Geschichten und Figuren der Literatur erzählten Geschichten.

Dieses Buch beginnt mit den Italienern, von außen besehen: mit den Augen der ausländischen Reisenden. Gleich darauf werden die Italiener von innen besehen: durch die Brille zweier Ausnahme-Bücher, Romane, deren Helden das kollektive Bewusstsein der Italiener nachhaltig geprägt haben. Sind das Geschichtsbücher? Im engeren Sinne nicht; vielleicht sind sie aber noch wichtiger, denn die Romanfiguren sind Archetypen der Italiener, deren Nachfahren sich bis in unsere Tage unter uns tummeln, man kann ihnen jeden Tag irgendwo begegnen, im Bus oder in den Zeitungsnachrichten.

Über Rom und Mailand, die beiden Hauptstädte, ist viel geschrieben worden. Es ist also nicht ganz einfach, einen Zugang zu finden, der nicht bereits ausführlich unter die Lupe genommen wurde. Aber nicht unmöglich. Die großen Städte sind riesige Geschichten-Archive, Orte, wo selbst die Mauern sprechen. Über Rom wird Giacomo Leopardi erzählen. Wie er diese Stadt sah, als er dort auf dem weitläufigen, heruntergekommenen Anwesen der Verwandtschaft seiner Mutter zu

Gast war, in den traurigen Jahren der Restauration, als das Papsttum nach den Revolutionen am Ende des 18. Jahrhunderts gerade wieder Atem geschöpft hatte und ein Dichter wie Giuseppe Gioachino Belli, der große Spötter und Lästere, sich als päpstlicher Zensor verdingen musste, um sein Leben zu fristen. Mailand dagegen wird uns aus einer Perspektive gezeigt, die marginal erscheinen mag, es aber nicht ist, in einer Momentaufnahme der Zeit direkt nach 1945, als es die Mailänder und ganz allgemein die Italiener schafften, aus Trauer und Ruinen heraus einen Boom in Gang zu setzen, der die Physiognomie Italiens grundlegend verändern sollte – und ein wenig auch den Charakter des Landes. Die Energie, die Visionen dieser Jahre wirken im Lichte der dumpfen Mittelmäßigkeit, der Kurzsichtigkeit und Resignation zu Beginn dieses 21. Jahrhunderts schier unglaublich. Es hat sie aber gegeben, sowohl die Energie als auch die Visionen. Mit verschlissenen Kleidern am Leib und abgemagert bis auf die Knochen ist es den Italienern gelungen, alles gleichzeitig wiederaufzubauen: die Häuser, die Fabriken, die Kultur und die Zivilgesellschaft mit dem Wunder der Verfassung.

Dann ist da das weite, ganz Unteritalien umfassende Gebiet, das einmal Königreich beider Sizilien hieß, bis zur Einigung Italiens der größte und zugleich ärmste Teilstaat, aus dem nach 1861 der Mezzogiorno wurde. In dem Kapitel über den Süden stößt der Leser möglicherweise auf einige echte Überraschungen. Wenn er zum Beispiel die Berichte und Ergebnisse der parlamentarischen Untersuchungen kurz nach der Einheit Italiens liest, als die in den Süden versetzten Piemonteser Beamten und Funktionäre unverhohlen ihre Besorgnis darüber zum Ausdruck brachten, welcher Einsatz und welcher Aufwand an Ressourcen erforderlich wären, um die katastrophalen Zustände in der Region zu beheben – ein Fass ohne Boden. Im Jahre 2011 sind anlässlich der 150-Jahr-Feier der nationalen Einheit Italiens einige Publikationen erschienen, die die Geschichte des Risorgimento aus der Perspektive des Südens neu erzählt haben. Diesen *sudisti* zufolge haben die Piemonteser den Mezzogiorno Italiens kolonisiert und ausgeplündert und damit zur Unterentwicklung verdammt. Das ist aus der Luft gegriffen, kann aber als Symptom für die politische Stimmung im Land gelten. Unter anderem wird von den *sudisti* behauptet, die Piemonteser hätten den gewaltigen, in den Banken Süditaliens

gelagerten Staatsschatz des Königreichs beider Sizilien geraubt und in den Norden verbracht. Ernstzunehmende historische Quellen belegen oder erwähnen das nicht. Wenn die Geschichte stimmt, ist das natürlich ein äußerst schwerwiegender Tatbestand. Ich füge aber hinzu, dass die Bourbonen, selbst wenn die Geschichte nicht stimmt, deshalb nicht etwa entlastet sind. Denn über einen gewaltigen Staatsschatz zu verfügen und ihn im Tresor zu lassen, wäre angesichts des Elends und der miserablen Lebensbedingungen der Bevölkerung des Mezzogiorno bei Garibaldis Ankunft – es herrschte eine unvorstellbare Armut bei einer Analphabetenquote von 87 Prozent – sicher nicht weniger gravierend als eine Überführung dieser Ressourcen nach Turin.

Nehmen wir eine Stadt wie Parma, die man aufgrund ihrer geografischen Lage, des Einkommens ihrer Bewohner, der Qualität ihrer Produkte mit Fug und Recht eigentlich als vom Glück verwöhnt bezeichnen kann. Stattdessen ist sie auf obskure Weise korrumpiert durch die beinahe irrsinnigen Vorkommnisse der letzten Jahre. Parmalat, einer der größten Lebensmittelkonzerne Europas (Milch und Milchprodukte), vom eigenen Gründer und Eigentümer um Hunderte von Millionen Euro betrogen; eine skandalös unfähige Stadtverwaltung mit einem Lackaffen an der Spitze, dessen Leichtfertigkeit schon an Gewissenlosigkeit grenzt – inzwischen steht er unter Hausarrest, die Staatsanwaltschaft ermittelt wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder und Korruption. Eine gewisse Tendenz zum Wahnsinn bleibt in diesem Falle nicht auf ein einzelnes Individuum und einige seiner Familienangehörigen beschränkt, denn immerhin wurde er von einer ausreichend großen Anzahl von Bürgern zum Bürgermeister gewählt. Als Reaktion darauf folgte eine Stadtverwaltung, die man vielleicht als innovativ bezeichnen könnte, die vielleicht aber auch nur exzentrisch ist.<sup>3</sup> Und doch hat Parma in der Vergangenheit Persönlichkeiten und Geschehnisse vorzuweisen, die aus der Stadt einen der faszinierendsten kleinen Höfe Europas gemacht haben, einen mythischen Ort des Geistes, was Stendhal erkannt hatte, als er in seinem Roman *Die Kartause von Parma* mit Fabrizio del Dongo einen der Protagonisten der Weltliteratur schuf. Wieder einmal sind es Bücher von solchem Niveau, die uns das Porträt einer idealisierten Stadt liefern.

Die Art und Weise, wie die Republik Venedig, *La Serenissima Repubblica di San Marco*, unterging, ist von schmerzhaft exemplari-



schem Charakter. Unter dem Eindruck der aktuellen Situation könnte man in einem Anfall von Pessimismus versucht sein, darin ein Modell für die gesamte wechselvolle Geschichte Italiens zu sehen: die Unfähigkeit, die Egoismen des Kastendenkens zu überwinden, den engen Horizont des unmittelbaren Eigeninteresses, der selbst in den Momenten der schlimmsten Krise nicht aufgebrochen und erweitert wurde. Die einstige Seehandelsmetropole war nach dem militärischen und ökonomischen Niedergang für Napoleon während seines Italienfeldzugs eine leichte Beute. Kampfflos wurde sie von ihm den Österreichern überlassen in einem Kuhhandel, auf dessen Aktivseite nichts als die Gründung der Cisalpinischen Republik stand. Möglicherweise lag diesem Tauschgeschäft Weitsicht zugrunde, womit es zu einer Art Präambel für die spätere Einheit Italiens würde – und dies wäre nicht der schlechteste Aspekt. Der schlechteste aber ist die Art und Weise, wie diese Abtretung, oder der Verrat, erfolgte: der Doge verängstigt, die Stadtaristokratie rückgratlos, das Volk ohnmächtig. Hinzu kamen die widersprüchlichen Befehle, die Untätigkeit, die Flucht – typisch auch für andere Momente der italienischen Geschichte. Zum Beispiel der 24. Oktober 1917, Beginn der Schlacht von Caporetto, der letzten von zwölf blutigen Auseinandersetzungen zwischen Italien und Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg (die sogenannten Isonzoschlachten), die mit der schlimmsten Niederlage endete, die Italien jemals hinzunehmen hatte. «Caporetto» bedeutet deshalb im italienischen Sprachgebrauch heute das, was «Waterloo» im Deutschen ist: ein Synonym für vernichtende Niederlage.<sup>4</sup> Oder der 8. September 1943, als Mussolinis Nachfolger im Amt des Ministerpräsidenten, Pietro Badoglio, einen einseitigen Waffenstillstand mit den Alliierten schloss und Italien aus dem Krieg ausstieg, mit der Folge, dass die deutschen Truppen das Land besetzten. Ippolito Nievos großer Roman *Le confessioni di un italiano* (*Die Bekenntnisse eines Italieners*)<sup>5</sup> über die Katastrophe von Venedig ist sehr aufschlussreich; mit erschreckender Präzision leuchtet er die historische und die menschliche Dimension des Desasters aus.

Bei Palermo ist der Diskurs ein anderer. Jede italienische Stadt hat ihre ganz eigene Geschichte, und die Geschichte Palermos ist von dem Meer bestimmt, an dem es liegt – und das ist nicht nur räumlich Welten entfernt von der nördlichen Adria. Ich spreche nicht so sehr über

das Palermo der Mafia und der Attentate, von denen die Titelseiten der Zeitungen voll sind. Mein eigentliches Interesse richtet sich auf die alte Geschichte der Stadt, die mit den Römern und Griechen beginnt und den Arabern, den Normannen, den Anjouern, den Bourbonen und schließlich den Piemontesern weitergeht – und ihre Gegenwart vorwegnimmt. Ich meine ihre sprichwörtlich gewordene *vena di follia*, den «Wahnsinn», der ihr «im Blut» steckt, den man dort immer wieder findet, angefangen bei den Aristokraten in ihren pompösen, baufälligen Residenzen, die ihr Vermögen beim Spiel oder mit Tänzerinnen und Chansonetten, den *demi-mondaines*, durchbrachten und die launenhaft waren wie Kinder. Der «Wahnsinn» übertrifft hier jede individuelle Dimension, er findet seine Erklärung einzig in jener *corda pazzo*, der «verrückten Uhrfeder» oder der «verrückten Saite» der Sizilianer, über die von Pirandello bis Sciascia so viele Schriftsteller und Intellektuelle geschrieben haben.<sup>6</sup>

Palermo ist eine von düsterer, pathetischer oder, wenn man so will, zügelloser Religiosität durchdrungene Stadt, mit Traditionen, die schon so lange bewahrt und überliefert werden, dass sie zu einem Teil der kollektiven Identität geworden sind, sich in eine Art zweite Natur verwandelt haben. Ernst Bloch spricht von Ländern mit einem «Überschuss an Vergangenheit». Über das hinaus, was von der Vergangenheit vergangen sei, gebe es da noch «jenen unabgeholten Überschuss an Zukunft in der Vergangenheit», schreibt Bloch.<sup>7</sup> Dabei dachte er gewiss nicht an Palermo, doch kann man seine Aussage gut auf die sizilianische Hauptstadt anwenden, so sehr ist dieser Überschuss an Vergangenheit in der Stadt mit Händen zu greifen.

Aus den zahlreichen Quellen zu Art und Umfang der (geheimen) historischen Verflechtungen zwischen den Städten der Halbinsel möchte ich an dieser Stelle nur eine Episode herausgreifen: Als der große Kaiser Friedrich II. («*stupor mundi*» – «Staunen der Welt») 1248 in Parma eine entscheidende Schlacht verlor, bemächtigten sich die Einwohner seines Harems, der ihm überallhin gefolgt war, und teilten alle 300 Konkubinen unter sich auf. Die Konkubinen des Kaisers, die aus ganz Europa nach Palermo gekommen waren, endeten also in Parma.<sup>8</sup>



Die oben zitierten Verse Vergils verweisen auf die Methode, mit der die Geschichten dieses Buches erzählt werden. Immer wieder habe ich die Geschichte, die sich real ereignet hat, mit den Geschichten aus der Literatur vermischt. Der Literatur gelingt es nämlich, auch wenn sie aus Phantasie gewebt ist, die Realität zu potenzieren, und das ist ihre Stärke. Attilio Brilli, der große Reiseliteratur-Experte, hat in seinem Buch *In viaggio con Leopardi* (Reise mit Leopardi) bemerkt, die Seite eines Buches könne ein Instrument sein, mit dem man sich auch durch die Zeit bewegt:

[Die] Seite eines Buches kann für uns Reisende durch eine gleichförmige Welt, in der die Unterschiede auf Null reduziert sind, zum besten Reisepass werden. Einen Ort zu besuchen wird dann also bedeuten, sich jenseits des Augenscheins, des Selbstverständlichen zu begeben, um das Echo der Erinnerungen zu hören, die sich dort verdichtet haben, ihn also mit unseren Augen zu betrachten und gleichzeitig mit den entfernten Blicken derer, die uns vor langer Zeit zuvorgekommen sind, mit ihren Vorlieben, ihrem Geschmack, in einem faszinierenden Spiel von Verdoppelungen und Rekompositionen.<sup>9</sup>

Der Name Giacomo Leopardis fällt hier nicht von ungefähr, wie man im Kapitel über Rom gut sehen wird. Der Dichter, so kränklich er auch war, reiste viel, ließ sich tagelang auf scheußlichen Straßen in extrem unbequemen Karossen durchrütteln. Auf all seinen Wegen begleitete ihn eine Unzufriedenheit, gegen die er nur eine einzige Arznei kannte. Am 23. Juli 1827 schreibt er:

Da ich öfters meinen Aufenthaltsort gewechselt habe und dort länger, hier kürzer, Monate oder Jahre, verweilt habe, ist mir aufgefallen, dass ich mich niemals zufrieden, nie in meinem Element, nirgendwo heimisch fühlte, mochte der Ort auch vorzüglich sein, solange ich nicht bestimmte Erinnerungen mit diesem Orte verknüpfen konnte – mit den Räumen, die ich bewohnte, mit den Gassen, mit den Häusern, in denen ich verkehrte; und diese Erinnerungen bestanden nur darin, sagen zu können, hier war ich vor so langer Zeit; hier tat, sah, hörte ich dies vor so vielen Monaten – etwas, das sonst ohne jede Bedeutung sein mochte; doch die Erinnerung, das Mich-entsinnen-Können machte es mir wichtig und lieb.<sup>10</sup>

Die «Erinnerungen» als Raster, das er braucht, um sich nicht in einer unkontrollierbaren Dimension zu verlieren – Erinnerungen und Phantasien, die er «Vorspiegelungen» oder «Illusionen» nennt. 1828, im Alter von dreißig Jahren, notierte er im *Zibaldone* (etwa: Sammelurium) den folgenden Gedanken:

Für einen mit Empfindungs- und Vorstellungskraft begabten Menschen, der – wie ich während langer Zeit – auch beständig in seinen Empfindungen und Vorstellungen lebt, ist die Welt, sind die Gegenstände gewissermaßen doppelt. Mit den Augen sieht er einen Turm, eine Landschaft; mit den Ohren hört er den Klang einer Glocke; und gleichzeitig sieht er in seiner Vorstellung einen anderen Turm, eine andere Landschaft und hört einen anderen Klang. In dieser zweiten Ordnung der Dinge liegt all ihre Schönheit und Annehmlichkeit.<sup>11</sup>

In diesem Sinne hilft die Phantasie, die Realität besser zu erkennen, und sie kann Geschichte gewinnbringend in einen Roman verwandeln, nicht um die Ideen durcheinanderzuwirbeln, sondern um sie zu klären.



Dieses Buch ist eine Reise durch die Zeit, die Geschichte, die Literatur, inspiriert auch von den Berichten der großen Reisenden, den Gründen, die sie zum Reisen bewegt haben, den Spuren, die sie in ihren Texten hinterlassen haben. 2008 ist bei Mondadori ein Merian erschienen, das den italienischen Reiseschriftstellern der Jahre 1700–1861 gewidmet war, mit einem schönen Vorwort von Luca Clerici.<sup>12</sup> Hier habe ich einige kuriose Ansichten über das Reisen gefunden. Zum Beispiel in den Abenteuern Vincenzo Coronellis, der eine bizarre Persönlichkeit war, Franziskanerbruder, aber auch Kartograph und Enzyklopädist. Zwischen 1681 und 1683 konstruierte er in Paris, wo sich der unternehmungslustige Frater eigens hinbegeben hatte, im Auftrag des Sonnenkönigs Ludwigs XIV. zwei riesige Globen. Auf dem ersten, einem Erdglobus mit einem Durchmesser von beinahe vier Metern, ist unser Planet mit den zur damaligen Zeit bekannten Ländern und Erdteilen dargestellt. Der zweite ist ein Himmelsglobus mit einer Abbildung der Konstellationen im Augenblick der Geburt des Königs. Diese beiden ausgeklügelten Geräte, die zusammen ein



Vincenzo Coronelli konstruierte 1681–1683 zwei Globen für Ludwig XIV.:  
Der eine ist ein Erdglobus und stellt unseren Planeten mit den damals  
bekanntesten Ländern und Erdteilen dar; der andere, ein Himmelsglobus,  
zeigt die Konstellationen zum Zeitpunkt der Geburt des Königs.

Gewicht von rund vier Tonnen haben, gehören heute zur Sammlung der französischen Nationalbibliothek. Der ruhelose Frater macht eine interessante Bemerkung über die Nützlichkeit des Reisens. Es diene dazu, «den Genius der Nationen kennenzulernen, ihre Gesetze, ihre Manufakturen, ihre Gebräuche». Dies also ist ein möglicher Nutzen: sich anderen Erfahrungen zu öffnen oder, wie wir es heute lieber ausdrücken, anderen Kulturen.

Ganz anderer Ansicht ist der Dichter und Literat Ippolito Pindemonte, der sich in seinem satirischen Diskurs *I viaggi* («Die Reisen») Ende des 18. Jahrhunderts als überzeugter Verfechter der Sesshaftigkeit outet: «Glücklich, wer nie einen Fuß außerhalb seines Geburtslandes setzte!» Doch es gibt auch Carlo Silvestri, einen Adligen aus Rovigo, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Autor eines Werkes mit dem ellenlangen Titel *Istorica e geografica descrizione delle antiche paludi Adriane, ora chiamate Lagune di Venezia, e del corso di*

*que' fiumi, che i varj tempi hanno contributto al loro interramento* (Historische und geografische Beschreibung der alten adriatischen Sümpfe, heute Lagune von Venedig genannt, und des Laufs jener Flüsse, die zu unterschiedlichen Zeiten zu ihrer Trockenlegung beigetragen haben), – dann folgt noch der Untertitel –, dem Bischof von Adria gewidmet. Darin bekundet er seine Neigung zu Reisen, sofern sie zielgerichtet sind. Dagegen lehnt er Reisende ab, die

... schwitzen und sich abplacken, um mit dem größten Eifer Kunde ... aus Indien, Japan, Neuseeland, Australien und anderen eher märchenhaften als bekannten Orten zu erlangen, sich aber nicht darum scheren (eine schwerwiegende Nachlässigkeit), die Ereignisse und Katastrophen in Erfahrung zu bringen, die dem eigenen Vaterland zugestoßen sind; die sie so sehr ignorieren, dass sie überhaupt nichts darüber wissen, fast als würden sie zu einem unbekanntem, in den imaginären Räumen des Mondes gelegenen Lande befragt.

Dies also mit den Worten des heute vergessenen Silvestri eine weitere bemerkenswerte Ansicht über das Reisen beziehungsweise die «echte Entdeckungsreise», die, wie der bereits zitierte Marcel Proust in seinem großen Romanwerk schreibt, «nicht darin besteht, neue Länder zu suchen, sondern diese mit neuen Augen zu sehen». Die echte Reise also liegt zwischen Phantasie und Realität, und es ist nicht gesagt, dass die sogenannte Realität immer der wichtigere Aspekt ist. In Italien ist die Vergangenheit, wie ich bereits gesagt habe, von solchem Gewicht, dass man sie nur selten beiseite lassen kann, wenn man ernsthaft um Verstehen bemüht ist.

Ich habe weit ausgeholt und bin verschlungene Wege gegangen, um am Ende wieder zur Anfangsfrage der «Geheimnisse» zurückzukehren. Dieses Buch erzählt Geschichten über Orte, Personen, Charaktere, reale und imaginäre Momente, die den Chroniken und der Literatur entnommen wurden. Genauso gut könnten es andere Quellen sein, genauso gut könnten es zwei- oder drei- oder hundertmal so viele Erzählungen sein. Die italienische Geschichte ist von einer so dramatischen Reichhaltigkeit, dass sich Beispiele wie die auf den Seiten dieses Buches in Hülle und Fülle finden ließen. Tausende von Jahren, Millionen von Protagonisten, Dutzende von Heeren, Hunderte von Städten, ganze Zivilisationen, die auf diesem winzigen Fleckchen Erde, «dem schönen Land, welches der Apennin teilt und das Meer und die

Alpen umgeben»,<sup>73</sup> um es mit Petrarca zu sagen, geboren und gestorben, entstanden und vergangen sind. Ich habe also eine sehr persönliche, eine willkürliche Auswahl getroffen, beeinflusst von Eindrücken, Erinnerungen, Jugendlektüren. Das einzige, sagen wir: objektive Kriterium war ein gewisses Gleichgewicht zwischen dem Norden, dem Zentrum und dem Süden in diesem so langen und schmalen Land.

Es reicht eben nicht, wenn man sich Italien ansieht, wie es heute ist. Wer wirklich verstehen will, muss sich den vielen Ereignissen der Vergangenheit, Leopardis «Schimären», nähern auf einer Reise, die sich sowohl im Raum als auch in der Zeit vollzieht.